

Jugendliche wesentlich einfacher und selbstverständlicher, Inhalte zu erstellen und zu teilen. Aktuell geschieht dies größtenteils im persönlichen Umfeld mit FreundInnen, Kontakten aus sozialen Netzwerken, Familie. Dennoch suchen viele jugendliche UserInnen den Weg in die breitere Öffentlichkeit, indem sie öffentliche Kanäle, Blogs, Profile erstellen. Oder sie rechnen zumindest damit, dass persönliche Informationen in Form des produzierten Contents ihren Weg in die Öffentlichkeit finden können, wenn Videos, Fotos, Texte vernetzt, weitergegeben, von anderen modifiziert, kommentiert u. ä. werden und diese über Privatsphäre-Einstellungen nicht bewusst geschützt werden. Mit der Globalisierung und Demokratisierung durch das Internet, der vereinfachten Möglichkeit, selbst Medieninhalte zu produzieren und öffentlich zu machen, können Medien(-texte) machtvolleres Potenzial bieten, »reale« Diversität sichtbar zu machen. Anhand von Lifestyle-/DIY-Blogs zeigt sich jedoch pars pro toto die Entwicklung, die in den sozialen Netzwerken allzuhäufig stattfindet: Diese Bereiche sind die hauptsächlichen, in denen Frauen als Produzentinnen und Protagonistinnen/Handlungsträgerinnen dominieren (vgl. u. a. Schmidt 2017) – allerdings entsprechen die Repräsentationen hier häufig einem konservativen Frauenbild. Problematisiert insbesondere von der Frauenforschung werden auch Leistungsdiktat, Kompetenzzwänge und Perfektionismus, die häufig subtil als selbstverständlich und mühelos inszeniert werden. Prägnant beschreibt dies die Journalistin Nina Scholz (2014):

»Junge Frauen, die auf den ersten Blick modern wirken, führen alte Rollenbilder auf, sie zementieren sie sogar. [...] Der Mythos der alleskönnenden Superfrau bekommt damit eine neue Dimension und führt zu ernstem Stress, nicht nur für die Betrachterinnen solcher Blogs und Bilder, sondern auch für die Produzentinnen. [...] Es scheint ein stilles Abkommen zu geben, dass Frauen andere Frauen im Netz nicht allzu deutlich kritisieren. Das ergibt punktuell auch durchaus Sinn, gerade in strategischer Hinsicht. [...] Es scheint aber auch ein hartnäckiges Missverständnis zu geben, dass alles, was von Frauen im Internet produziert wird, automatisch irgendwie feministisch sei. Auf Lifestyleblogs trifft freilich eher das Gegenteil zu, mögen sie auch noch so »frech« designed daherkommen. [...] Insofern verweist der Boom der weiblich geführten Lifestyleblogs auf die alte Parole ›Das Private ist politisch‹.«³¹

Anhand der Lifestyle-Blogs lässt sich paradigmatisch der Foucaultsche Gouvernement-Begriff und die machtvolle Verschränkung von Selbsttechnologien, medialen Diskursen und gesellschaftlichen Anrufungen nachzeichnen. Eine Thematisierung, Kritik, Infragestellung der dominanten Diskurse und Machtverhältnisse auf struktureller Ebene findet i. d. R. nicht statt.

2.4 Synthese: Neoliberale Körper im analogen und digitalen Raum

Wie in den vorangegangenen Abschnitten dieses Kapitels skizziert, stellt der geschlechtliche Körper ein »kulturelles Produkt« dar, das für Prozesse der Subjektivierung, deren Codierung und Decodierung, einen wesentlichen Referenzpunkt bildet.

31 <https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/jimmer-das-gleiche-strickmuster>, Stand 11.2. 2019.

Körper(-lichkeiten), das Äußere und aussehensbezogene Selbsttechnologien sind »maps of meaning and power« (Bilden 2009: 4). Mit dem Foucaultschen Blick sind Körper in der gouvernementalen Gesellschaft Zentrum spezifisch-kontemporärer Zu- und Einschreibungen, an denen und von denen aus Macht wirksam wird, auf die

»Kräfte der Normalisierung und Disziplinierung sowie die der Selbsttechnologien – der Fremd- und der Selbstformung einwirken und in dem die gesellschaftlichen Mikro- und Makrostrukturen wie in einem Scharnier aufeinander treffen.« (Strüver 2011: 4)

Beim »Doing Body« – bzw. »Doing Appearance« – zeigt sich paradigmatisch der Foucaultsche Gedanke der Regierungstechnologien: Subjekte disziplinieren und führen ihren Körper in der neoliberalen Gesellschaft scheinbar selbstständig. Gerahmt – in Form eines Möglichkeitsfeldes – ist die Selbsthervorbringung von (machtdurchzogenen) gesellschaftlichen Strukturen. Diese Normalfelder sind nichts Präskriptives, sondern »menschengemacht« – Subjekte resignifizieren in ihren Handlungen das Machtfeld des empirisch Normalen in Form einer »ständigen und wiederholten Aufrufung der Regeln« (Butler 1991: 212), (re-)produzieren so hegemoniale Diskurse und materialisieren sie in Praxen. Wie Judith Butler in »Körper von Gewicht« (1993) ausführt, gelangen diese Strukturen/Diskurse durch performative repetitive Akte der Subjekte in einen Prozess der Materialisierung.

Ob unreflektierte Inszenierung, performativer Akt oder beabsichtigte Nicht-Inszenierung – das Aussehen stellt in der Gegenwartsgesellschaft eine Ressource dar wie andere entscheidende Symbolsysteme der menschlichen Kultur und wichtiges Medium der Kommunikation (vgl. Reinacher 2010). Das Äußere von Subjekten funktioniert als Code, es kann nicht *nicht* zu anderen sprechen. Es ist im Neoliberalismus stärker denn je Ausstellungsstück des einzelnen Subjekts und gleichzeitig sichtbar gewordene Einschreibung in soziale Strukturen und Machtverhältnisse. Denn – und das ist ein zentrales Kennzeichen neoliberal-individualisierter Gesellschaften – das Äußere erscheint als freigesetzte, formbare Ressource, die (so gut wie) keinen äußeren Determinanten mehr unterliegt. Kein Adel, keine Standeszugehörigkeit scheint mehr vorzuschreiben, wie sich Subjekte selbst führen und ihr Äußeres gestalten. Damit geht einher, dass Subjekte in höherem Maße verantwortlich und damit in der Rechenschaft für ihr Äußeres sind: Aussehensbezogene Attribute werden dem Subjekt zugeschrieben und entsprechend referenziert auf dessen Selbstformierung. Hinzu tritt die Erwartungshaltung, der Anspruch und damit auch der Zwang zu Selbstverwirklichung, Reflexivität und Selbstfindungsprozessen. Subjektivierung stellt auf diese Art gedacht durchaus einen Kampf dar, ein Ringen im Rahmen der Ambivalenz, die die Folgen gesellschaftlicher Transformationen der reflexiven Moderne mit sich bringen: Mit Optionsvielfalt geht Uneindeutigkeit einher, die unablässige Sichtbarkeit der Vielzahl an konkurrierenden Wahlmöglichkeiten führt zu einer permanenten Identitätsarbeit am Körper. Die Möglichkeit der Selbstverwirklichung fällt mit Druck zur Einzigartigkeit zusammen; Enttraditionalisierung lässt Verlust von sinnstiftenden Bindungen zu; Pluralisierung der Lebensstile nötigt zur kontinuierlichen Sichtbarmachung der Selbstverortung; Ich-Verwirklichung ermöglicht überhaupt erst den Maßstab der Selbstoptimierung in allen Lebensbereichen. Neoliberale Subjekte sind

aktiv aufgefordert, sich in jedem Lebensbereich zu positionieren, Identität herzustellen und aufzuführen, die intelligibel ist, um dadurch Gesellschaftsfähigkeit zu erreichen, »Lesbarkeit und Eingliederung in die kulturelle Ordnung« (vgl. Duttweiler 2003). Sich selbst zu verwirklichen als Ziel einer gelingenden Biographie, ist insofern ein Maßstab, den die kontemporäre Gesellschaft hervorgebracht hat.

Die Normierungen und (Selbst-)Normalisierung gehen – wie alle Selbsttechnologien – i. d. R. unhinterfragt und unreflektiert vor sich. Das Postulat von Eigenverantwortlichkeit und Selbstführung und daran geknüpft das Bewusstsein von Machbarkeit (vgl. Steinicke 2013) sowie die daraus resultierenden Verpflichtungen und Erwartungen gehören in der Gegenwartsgesellschaft zum internalisierten Wissensbestand – so auch das Aussehen betreffend. Insofern (er-)scheinen Körpertechnologien – sei es in Form adäquater Bekleidung, Körperrasur oder sportlicher Betätigung – als freiwillige, selbstgewählte Praxen, die nach eigenen Vorlieben mit dem Leitgedanken »Ich mache es aus eigenem Antrieb und für mich selbst« vorgenommen werden. Dieses Phänomen bezeichnet Degele (2004) als *Ideologie des Schönheitshandelns als privater Angelegenheit* (ebd.: 151 ff.).

Trotz der postmodernen, scheinbaren Vielfalt unterliegen die Körperstilisierungen in der Normalisierungsgesellschaft engen Vorgaben. Denn beim Aussehen von Subjekten geht es nie allein um die »Kultivierung ästhetischer Eigenschaften« (Förster 2019: 109), auch wenn in der Auseinandersetzung um Schönheitsideale teilweise so getan wird, als wäre Schönheit etwas Transzendental-Universales oder auf der anderen Seite vollkommen subjektiv. In dem, was Subjekte als ideale/normalisierte Maßstäbe betrachten, drücken sich stets »Werte, Normen und diskursive Praktiken« (ebd.) aus. Körper und Aussehen sind zutiefst durch die sozialen Bezüge, in denen diese bestehen, geprägt und gestaltet und wirken – ganz im Foucaultschen Sinne der Regierungstechnologien – an der Gestaltung dieser Bezüge mit: »Am Körper dokumentiert sich die soziale Ordnung, an deren Herstellung er beteiligt ist.« (Hahn/Meuser 2002: 8) Die wirtschaftlich-effizienten Maßstäbe, die die inter- und intrasubjektive Beziehungen (vgl. Kapitel 2.1.2) bestimmen, die ökonomischen Leitlinien, die regulierendes Prinzip für Handlungen, Anreiz und Maßstab für die Subjektivierung darstellen, betreffen auch und ganz besonders Positionierung und Lesart des Körpers. Diese Wechselseitigkeit bildet die Basis für das, was in gouvernementalen Gesellschaften als Ideal bzw. in der Foucaultschen Terminologie als normalisiert gilt. Die Erreichung des hegemonialen Normalen in Form eines *Fitting in and sticking out* bildet sich ab in »Kompetenzzwängen« (Degele 2004) bezüglich der eigenen Selbstführung, insbesondere der sichtbar gewordenen Subjektivierung in der Darstellung über den Körper. Denn im Aussehen materialisieren sich immer (auch) Werte, und in der freigesetzten, individualisierten Gesellschaft werden diese Materialisierungen stärker als je zuvor rückgekoppelt an die Identität und die Subjektivierungsleistung des Subjekts. Die somatisch und vestimentär sichtbaren Ergebnisse der Subjektivierung – angestrebt gilt bspw. Schlankheit, Sportlichkeit, Gepflegtheit – stellen heute einen Aus- und Beweis dafür dar, wie weit selbstoptimiert die hegemonialen Maximen umgesetzt werden, wie diszipliniert sich das einzelne Subjekt anhand des ökonomischen Wissens selbstverantwortlich führt, in seinen Körper investiert und zeitgenössische Ideale wie Aktivität, Dynamik, Effizienz, Flexibilität, Disziplin erarbeitet und verkörpert. Die Bearbeitung des Körpers als Optimierung hin auf den

Norm(al)körper wird so zur Verpflichtung: Die Freigabe des Körpers verbindet sich mit neuen Zwängen zur Herstellung eines »richtigen Körpers« (Antoni-Komar 2001: 18). Der *ideale Normalkörper* im Neoliberalismus gibt dementsprechend neoliberale Ideologien wieder, er konstatiert und produziert Normalitäten. Ein Beispiel für diese Normalisierungen stellt die Schlankheitsnorm dar –, die in neoliberalen Gesellschaften der westlichen Welt als selbstverständlich gilt, dabei aber kulturell und historisch bestimmt ist: Paradigmatisch sichtbar wird das anhand des Terminus *Übergewicht*, der als scheinbar neutraler Begriff Eingang in den Wortschatz gefunden hat, die normativen Implikationen des Fat-is-bad Paradigma bleiben dabei a-reflexiv. In diesem Sinne konstatiert Gesing (2007) eine »Moralisierung der Schlankheit«, aus der sich neue Formen von Devianzen entwickeln mit Stigmatisierten und defizitären Subjekten.

Der Norm(al)körper und die damit verknüpften Konnotationen sind so weit naturalisiert und normalisiert, dass die Abweichung davon nicht nur beinhaltet, offensichtlich die somatischen Selbsttechniken nicht zu erfüllen. Darüber hinaus werden zwangsläufig Rückschlüsse gezogen auf den mangelhaften Willen bzw. die (Un-)Fähigkeit zur optimalen Selbstformierung und dadurch unvermeidlich negativ konnotierte Eigenschaften zugeschrieben, wie bspw. Disziplinlosigkeit und fehlende Willensstärke³². In diesem Sinne konstatiert Gesing (2007) eine »Moralisierung der Schlankheit«, aus der sich neue Formen von Devianzen entwickeln mit Stigmatisierten und defizitären Subjekten. So wird »mangelnde Schönheit [...] zum persönlichen oder charakterlichen Versagen« (Posch 1999: 78): Abweichungen, wie hohes Körpergewicht oder Nicht-Gepflegtheit, werden gelesen als Merkmale negativ besetzter Eigenschaften, wie Undiszipliniertheit oder Maßlosigkeit, und als Scheitern gewertet.

»Wer keinen schönen Körper hat, so der konsequente Umkehrschluss, hat sich vermutlich nicht ausreichend dafür entschieden; entgleiste, exzentrische und ungepflegte Körper werden nicht nur als »un-schön«, sondern auch als »un-sozial« empfunden.« (Bieger 2008: 57)

Ein Körper, der den hegemonialen neoliberalen Idealen entspricht, kann sich dagegen der Aufmerksamkeit und Anerkennung als zeitgenössischer Währung, als zentralem Marktwert in der Aufmerksamkeitsökonomie (vgl. Franck 1998) sicher sein. Der Körper und sein Aussehen stellen eine der relevantesten Ressourcen des Subjekts dar, entsprechend viel Mühe wird in die Bearbeitung gesteckt. Der Stellenwert eines normalisiert-optimierten Aussehens ist in Zeiten, in denen Darstellungen von Körpern bspw. durch Online-Medien global und omnipräsent verfügbare und sichtbar und damit vergleichbar sind und die ursprünglichen Kennzeichen für die Stellung des Subjektes im gesellschaftlichen Gefüge sich auflösen, nicht zu unterschätzen. Selbstsorge im Hinblick auf hegemoniale Körper-Ideale kann so Handlungssicherheit bieten: Den Körper als »Fluchtpunkt« in Zeiten schwindender gesellschaftlicher Übersichtlichkeit zu setzen, lässt sich interpretieren als ein Versuch der Subjekte, in Zeiten von Verunsicherung Sicherheit verstärkt über Selbstthematisierung zu erreichen. Der Zukunftsforscher Horst Opaschowski (2014) diagnostiziert gar die Gesundheitsorientierung als

32 Körperliche Stilisierungen werden seit jeher mit bestimmten Eigenschaften assoziiert. So gehen Abweichungen von den jeweils geltenden Normen/Idealen mit negativen Zuschreibungen einher.

neue Zukunftsreligion³³. Antonie-Komar (2012) bezeichnet den Körperkult als »Analogie zum religiösen Kult« (ebd.: 221), Villa (2013b) als »Sicherheit und Immunisierung gegenüber den Kontingenzen und lebensweltlichen Unsicherheiten des (post-)modernen Lebens« (ebd.: 69). Die Relevanz und Omnipräsenz von Diskursen und Praxen zu den mannigfaltigen Bereichen rund um Aussehen, Körpermodifizierung, Gesundheit, Fitness & Co. scheint also auch eine neoliberale Antwort auf das zeitgenössische Sinn-Vakuum (vgl. Gugutzer 2012, Selke 2016).

»Der Körperkult stellt eine individualisierte Sozialform des Religiösen dar, die Sinn stiftet und Identitätssicherung ermöglicht. Der zeitgenössische Kult um den Körper ist Ausdruck einer verkörperten Diesseitsreligion, deren Popularität daher rührt, dass sie zur Selbstermächtigung und individuellen Bewältigung sozialer Unsicherheiten, Ambivalenzen und Kontingenzen beiträgt.« (Gugutzer 2012: 286)

Damit einher geht, dass sich das Feld, auf dem Körperpraxen gefordert sind, stetig ausweitet – über alle Altersstufen, Lebens- sowie Körperbereiche hinweg. Dem inhärent ist der liberal-individualistische hegemoniale Imperativ, allein der Wille sei entscheidend, um das eigene Aussehen angemessen zu stilisieren. Sichtbar wird dies beispielhaft in der Ästhetisierung des Alltagslebens (vgl. Hoffmann 2010: 14) und Verlifestyleung des Gewöhnlichen der Modeindustrie, die bspw. ausdifferenzierte vestimentäre Angebote für diverse Altersphasen und Anlässe – ob Home oder Lounge Wear, Schwangerschafts- und Wellness- oder Anti-Aging-Mode. Und auch der Körper selbst wird bearbeitet bis in die ehemals intimsten Bereiche. Von Gesäßaugmentation, Schweißdrüsenabsaugung bis zu Scheidenverengung, Vaginalverjüngung oder Analbleaching steht für somatische Selbstpositionierung eine breite Palette an körpergebundenen Korrekturmaßnahmen und Strategien der Body Modification bereit. Paradigmatisch für diese Entwicklung steht der Trend des Biohacking bzw. Quantified Self. Über diverse – i. d. R. smarte – Tools, wie vernetzten Waagen, Smartwatches oder Fitness-Apps für mobile Geräte, werden personenbezogene Daten aufgezeichnet. Ziel ist, aus diesen einen Erkenntnisgewinn über die individuelle Fitness und Gesundheit zu ziehen, Optimierungspotenzial zu erschließen und so ein Steuerungs- und Kontrollinstrument für die eigene Vitalität zu besitzen. Dank eindeutiger Werte, statistischer Maße und Einordnung in klare Raster funktionieren diese Methoden der Vermessung des Selbst wie eine Maßnahme der Qualitätssicherung – ähnlich wie die Kennwerte des Body-Mass-Index oder der Waist-to-hip ratio. Als weiteres Sicherheit gebendes Mittel hat sich der Rückgriff auf Vorbilder und Experten etabliert: Lebenshilferatgeber, Coachingsendungen, mediale Bezugspersonen stellen postmoderne Ligaturen dar und wichtige Agenzien für Selbstbezug und Identitätsarbeit:

»Die Individuen werden heute dazu angehalten zu leben, als ob sie ein Projekt aus sich selbst machten: Sie sollen an ihrer Emotionenwelt arbeiten, an ihren häuslichen und ehelichen Abmachungen, ihren Beziehungen mit der Arbeit und ihren sexuellen Lust-techniken, sie sollen einen Lebensstil entwickeln, der ihren Existenzwert ihnen selbst gegenüber maximiert.« (Rose 2000: 14).

33 <https://www.opaschowski.de/index.php?id=15>, Stand 15.8.2018.

Und wenn die eigene Selbstführung nicht probat erscheint, um das angestrebte Körperbild zu erreichen, sind als weitere Ressourcen für die Optimierung auch Schönheitschirurgische Eingriffe als Enhancement gesellschaftlich akzeptiert.

Diese Verkörperungen stehen in engem Zusammenhang mit Geschlecht: Für Frauen und Männer lassen sich (noch) in der Gegenwartsgesellschaft deutliche Unterschiede in aussehensbezogenen Anrufungen und Einschreibungen konstatieren, Inszenierungen des Äußeren stehen in engem Bezug zur (Zwei-)Geschlechtlichkeit (vgl. Degele 2004, Penz 2010). Der Fokus auf Äußer- und Körperlichkeiten als zentraler Maßstab für die Umsetzung neoliberaler Imperative gilt dabei weitaus stärker für Frauen als für Männer. Bspw. werden im sozialen Gefüge Frauen und Mädchen in sehr viel stärkerem Maße als Männer über ihr Aussehen bewertet, wirken aussehensbezogene Selbsttechnologien als genuin weibliches Bewertungskriterium (vgl. Degele 2007), ist Weiblichkeit durch Verweise auf Aussehen, Körperlichkeit und häufig auch Sexualisierung gekennzeichnet (vgl. Schaufler 2003). Gill (2007) attestiert der (westlichen) Gesellschaft gar eine obsessionhafte Beschäftigung mit dem weiblichen Körper. Die Autorin bezeichnet attraktive Körper als »Basis für Identität und Macht von Frauen«, der demzufolge »beständiger Überwachung und Bearbeitung bedarf.« (Ebd.: 7). Ähnlich argumentiert McRobbie (2010), die Selbstsorge für und von Frauen als weitestgehend unhinterfragten legitimen und angemessenen Raum ausmacht zur Inszenierung des Aussehens als »spektakulär weiblich« (ebd.: 95). Sichtbare Modifikationen des Äußeren wirken somit konstitutiv für die Selbst-Positionierung wie auch für die Anrufung als weibliches Subjekt und sind der neoliberal-weiblichen Subjektivierung so inhärent, dass sie i. d. R. unreflektiert bleiben. Das Doing Gender und Doing Body(fication) scheinen freiwillig und von individuellen Maßstäben bestimmt, funktionieren dabei aber sozial gerahmt mit dem Zweck der Herstellung Weiblichkeit bezeugender Körper (vgl. Gesing 2006)³⁴.

Feministische AutorInnen machen zudem darauf aufmerksam, dass rezente neoliberale Imperative der Selbstoptimierung postulieren, »alle Verantwortung für den eigenen Lebensverlauf liege bei den Einzelnen selbst« (El Siofi et al. 2008: 19) und damit gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse ausgeblendet werden. Dies führe dazu, dass die Fragen nach strukturellen Problemen, wie die vorhandenen gesellschaftlichen Machtverhältnisse, Hierarchisierungen, Ungleichheiten dethematisiert und die ursprünglichen Forderungen des Feminismus als nicht mehr zeitgemäß und irrelevant abgetan werden. Die US-amerikanische Journalistin Susanne Faludi (2014) formuliert diese Kritik als Statement: »Wir haben den Feminismus umdefiniert als das Recht der Frauen, zum Eigentum des Systems zu werden.«³⁵ Denn körperliche Zeichensysteme – das betonen nicht nur feministische AutorInnen – stehen in engem Bezug zu Machtverhältnissen im dominanten Diskurs der Zweigeschlechtlichkeit (vgl. Degele 2004, En-

34 Vor allem in der feministischen Debatte wird problematisiert, dass es diverse weitere Kategorien der Stigmatisierungen gibt, die im Fokus auf Geschlecht und Körper vernachlässigt werden. Exemplarisch für diese Kritik steht Gesings (2007) Feststellung, die »Debatte um die Funktion der Körperdisziplin Diät« würde perspektiviert aus einem »mehrheitlich weißen, westlichen Blickwinkel, der zwar gelegentlich auf eventuelle *race*-Implikationen hinsichtlich alternativer Schwarzer Weiblichkeits- und Körperentwürfe hinweist, diese jedoch aufgrund der normalisierenden Funktion, die von der Weißen Dominanzkultur ausgeht, für vernachlässigbar« hält (ebd.: 222).

35 <https://thebaffler.com/salvos/feminism-for-them>

gel/Schuster 2007, Höppner 2011). Entsprechend argumentieren einige AutorInnen, die geschlechtlich vermittelte Orientierung an Außenbewertungen sei so weit internalisiert, dass sie einen integralen und dennoch unreflektierten Bestandteil des weiblichen Selbstbildes darstellt. Die gesellschaftliche Anrufung des Körpers wird Teil des eigenen Blicks, der eigene Körper wird losgelöst, distanziert, analytisch wahrgenommen. Villa (2007) bezeichnet dies als »Leibvergessenheit und Körperbesessenheit«³⁶ (ebd.: 10) im Zuge einer »Verdinglichung des Körpers« (ebd.: 11), da es zeitgenössische Subjekte auszeichnet, »Distanz zum eigenen Körper zu haben und in dieser Distanz den Körper auch entsprechend sozialer Werte, individuellen Wünschen oder kommerziellen Notwendigkeiten zu manipulieren.« (Ebd.). Auch Duden (2002) beschreibt eine zunehmende Entfremdung der Frau von ihrem eigenen Körper: Duden kommt zu dem Schluss, die weibliche sinnliche Verbindung zum Leib sei gekappt, da sie überlagert ist durch Diskurse rund um den Körper, vor allem durch die Medizin. Ähnlich argumentiert Wolf (1990) in ihrem viel zitierten Buch *The Beauty Myth*. Wolf konstatiert hier als (post-)modernes Mittel sozialer Kontrolle einen *Mythos Schönheit*, der zentrale Bedeutung besitzt für den weiblichen Anspruch an die eigene Selbstführung. Das für Wolf Entscheidende ist, dass mit dieser Schönheitsideologie Frauen von externer Anerkennung und Bestätigung abhängig bleiben und zudem unausweichlich in ein Konkurrenzverhältnis geraten, das weibliche Solidarität unterminiere. Die Soziologin Degele (2004) diagnostiziert die männliche Attraktivitätserwartung als Maßstab für weibliche somatische Selbsttechniken. Das neoliberale weibliche *Subjekt* wird also nur erfolgreich sichtbar als heterosexuell begehrtes *Objekt* (vgl. dazu auch Kapitel 6).

In diesem Zusammenhang werden auch Medien als machtvollere Agenten und/oder Produzenten von Wissensordnungen gefasst. In den wissenschaftlichen Auseinandersetzungen zeigt sich brennglasähnlich das Spannungsfeld von Partizipation, Agency und selbstermächtigender Wirkmächtigkeit auf der einen sowie Objektivierung, Normierung(en), Unterwerfung, Disziplinierung auf der anderen Seite. Für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit aussehensbezogener weiblicher Selbstsorge im Machtfeld von Normalisierungen, mit Subjektivierungspraxen zwischen weiblicher Emanzipation und neoliberalen Einschreibungen lassen sich Medientexte als Abbild, Verstärker oder Reproduzenten normalisierter Maßstäbe analysieren. Vor allem in Bezug auf Online-Medien bildet sich dagegen im Forschungskanon auch die Hoffnung auf demokratisierende und diversifizierende Effekte über die potenziell große Anzahl aktiv-produzierender NutzerInnen ab (vgl. Kapitel 2.3.3). Mit Herstellung solcher Teilhabe und Teilnahme stellen Online-Medien potenziell Ressourcen bereit, den öffentlichen Diskurs zu verändern, vom hegemonial Normalen abweichende Wissensordnungen und die Inszenierung von nicht-normalisierten Subjekten bzw. deren

36 Die Unterscheidung zwischen Leib und Körper wird vor allem in der Körpersoziologie für das Phänomen verwendet, dass das moderne Subjekt seinen Körper in zwei Dimension wahrnehmen kann: Einerseits auf der Ebene des sinnlichen, inneren Fühlens und Erlebens (»Leib sein«) und auf der anderen Seite in Form einer äußerlichen, reflexiven Haltung (»Körper haben«) (vgl. Plessner 1970). Allerdings ist auch das leibliche Erleben nicht nur rein subjektiv, sondern empirisch nachgewiesen teilweise sozial beeinflusst. Beispiele hierfür sind kulturgebundene Syndrome oder das historisch bedingte Auftreten von Krankheiten.

Lebenswelten und Erfahrungshorizonten sichtbar zu machen (vgl. u. a. Nemer/Free-man 2015, Vivienne 2017, Zdrodowska 2017). Eine der bedeutendsten feministischen Vorreiterinnen dieser Perspektive ist Donna Haraway mit ihrem Aufsatz *A Manifesto for Cyborgs* (1985), aus dessen Rezeption die Bewegung des Cyberfeminismus folgte. Für Frauen und andere marginalisierte Gruppen bietet das Internet demnach bedeutende Möglichkeiten, Selbstermächtigung und Partizipation herzustellen. Praktisch realisieren lässt sich das u. a. über die Aneignung von Technologien und (digitalen) Räumen, um so eine digitale »postgender-Welt« zu erschaffen, in der Subjekte mit einer Vielzahl von Identitäten existieren und experimentieren können. Für empirische Forschungen, die das ermächtigende Potenzial von Online-Medien untersuchen, soll beispielhaft die Arbeit von Schuegraf/Tillmann (2014) genannt werden, die sich mit Amateur-Pornografie beschäftigen. Die Autorinnen sehen hier machtvollen Möglichkeitsräume für Frauen, da sie in diesem Rahmen Verfügungsgewalt über Bilder von Körpern und Sexualität erschaffen können: »Der weibliche Körper [...] wird nun zu einem ›Autonomieprojekt‹, d. h. die Frauen nehmen ihren Körper selbst in die Hand, entscheiden selbst, wie sie sich in Szene setzen.« (Ebd.: 3).

Andere AutorInnen vertreten die gegenteilige These, nämlich dass hegemoniale Strukturen auch im Online-Raum reproduziert werden (vgl. Hagendorff 2017). Konsens der meisten dieser Ansätze ist, dass Handlungsermächtigung so gut wie nicht möglich ist, sobald Subjekte sich im Feld vergeschlechtlicher Praxen bewegen. Klaus/Lünenborg (2013) machen in diesem Kontext sogar Gefahrenpotenzial aus, da das Internet durch den niedrigschwelligen Zugang verstärkt antifeministischen Zügen Öffentlichkeit verleihen kann. Hampton (2015) weist in einer Untersuchung der viralen Bewegung von #nomakeupselfie Meme nach, dass diese dem Anspruch zum Trotz, in der Herstellung Kontrolle zu erreichen und selbstermächtigend hegemoniale Normierungen zu unterlaufen, eigentlich traditionelle dominante Praxen und Rationalitäten zu vergeschlechtlichten Schönheitsidealen transportieren. Gill (2007) zeigt eine Sexualisierung weiblicher Medienfiguren auf, die sie bezeichnet als »Porno chic«. Dabei sieht sie insofern eine Änderung der Stellung von Handlungsträgerinnen, als dass diese nicht mehr ausschließlich als passive, begehrte Objekte des männlichen Blicks (gaze) inszeniert werden, sondern durchaus teilweise als aktiv begehrende, selbstbewusste Subjekte. Die Autorin sieht darin allerdings nur eine neue Form der Beherrschung von Frauen. In deutlichen Parallelen zu Foucaults Gouvernementalitätskonzept argumentiert Gill, dass sich nur die Machtform verlagert und Frauen von einer Objektifizierung durch männliche Kontrolle wechseln zu internalisierter Selbstkontrolle. Diese sieht sie gekennzeichnet dadurch, dass sie in ihrer Ausübung als freiwillige, selbstgewählte, Freude bringende Tätigkeit erscheinen wie auch empfunden werden muss:

»Girls and women are invited to become a particular kind of self, and endowed with agency on condition that it is used to construct oneself as a subject closely resembling the heterosexual male fantasy that is found in pornography. [...] In the last decade it has gone from being a new and deliberate representational strategy used *on women* (i.e. for depicting young women) to being widely and popularly taken up *by women* as a way of constructing the self.« (Ebd. 10, Herv. i. O.)

Ähnlich argumentiert McRobbie (2010), die die zunehmende Sichtbarkeit von Frauen problematisiert als eine, die sich auf Bilder offensichtlicher neoliberaler Selbstsorge und Selbstdisziplinierung im Hinblick auf das weibliche Aussehen beschränkt (vgl. dazu auch Kapitel 6.2b).

Zu analogen Ergebnissen kommen AutorInnen vor allem aus dem angloamerikanischen Sprachraum, die sich mit medialen Sichtbarkeiten abweichender Repräsentationen beschäftigen – solchen also, die nicht hegemonialen Visualitäten entsprechen, sondern deviante Lebensentwürfe wiedergeben. Diese zeigen, dass solche Inhalte zwar sukzessive sichtbar werden, bspw. in Bildern von Frauen in klassischen männlichen Sportarten, von Nicht-Weißen, von Geschlechtern außerhalb der Cis-Norm oder von versehrten Körpern. In einer kritischen Auseinandersetzung mit diesen Bildern jedoch problematisieren AutorInnen, dass diese Lebensentwürfe i. d. R. demonstrativ in normalisierte Narrative eingebettet werden, bspw. indem homosexuelles Begehren in Mittelschicht erzählungen rückgebunden wird (Maier 2007), nicht-weiße Topmodel-Kandidatinnen besonders ausgeprägt Praxen der Selbstsorge zeigen, »um Rasse und Klasse zu überwinden« (Hasinoff 2008) oder nicht-schlanke oder ungeschminkte Körper zwar sichtbar gemacht werden, aber nur ostentativ sexualisiert-feminisiert (Faust/Assmann 2014, Hampton 2015). Techniken der visuellen Sexualisierung lassen sich deutlich auch anhand von Sportlerinnen konturieren. Hier wird evident wie vergeschlechtlichte Körpertechniken eingesetzt werden in Bereichen, in denen Frauen sichtbar werden, die den hegemonialen Normalisierungen partiell widersprechen (vgl. Hargreaves 1994, Faust/Assmann 2014 und die Aufsätze in den Sammelbänden von Scraton/Flintoff 2002 und Hartmann-Tews/Pfister 2003). Die AutorInnen skizzieren, wie Sportlerinnen über Strategien der Feminisierung, Sexualisierungstechniken und/oder Darstellungen in heterosexuellen Bezügen konstruiert werden als weibliches Subjekt. Darüber, so das Fazit der Arbeiten, sollen die Ambivalenzen nicht-eindeutiger Geschlechtsidentitäten vermieden werden.

»Of course, any study of women's sport is indelibly linked to hegemonic masculinity, heteronormativity, and homophobia – all of which serve to coerce female athletes to adhere to heterosexual, hyper-feminine ›scripts‹ or encounter the severe negative consequences that tend to follow when confronting the status quo.« (Fink 2012: 50)

Auch die Etablierung vermeintlicher alternativer, starker Mädchen- und Frauen-Figuren in Medienangeboten, die als *feisty girls* oder *Girl Power-Figuren* bezeichnet werden, lassen sich in diese Lesart einreihen: Figuren aus *Sailor Moon*, Lara Croft aus *Tomb Raider* und *Super Girl* als Handlungsträgerinnen agieren zwar scheinbar machtvoll. Bezüglich des Aussehens sind sie allerdings dezidiert im Sinne hegemonialer weiblich-vergeschlechtlichter Ideale inszeniert, oft gar hyper-weiblich und/oder -sexualisiert (vgl. Giomi 2005, Hains 2007)³⁷.

37 McRobbie (2009, 2010) entwickelt in diesem Kontext ihre These der postfeministischen Maskerade. Diese stelle ein Weiblichkeitskostüm dar für »Top-Girls« (McRobbie 2009). Über Strategien des Körpermanagements brechen Frauen, die qua beruflichem Erfolg traditionell männlich besetzte Eigenschaften besetzen, diese auf durch auffällige Feminisierung: »The masquerade functions to re-assure male structures of power by defusing the presence and the aggressive and competitive actions of women as they come to inhabit positions of authority. It re-stabilises gender relations

Eine Verknüpfung der Konzepte von Unterwerfung und Ermächtigung sucht Vivienne (2017). Sie sieht eine Möglichkeit über die Etablierung veränderter Bezeichnungen und darüber neuer Zeichensysteme und Diskurse. Die Autorin hebt anhand ihrer Untersuchung der Selfies prominenter Transgender/Genderfluiden die Ambivalenz hervor, durch die diese Selbst-Repräsentationen markiert sind: Die Sichtbarkeiten von »Anderssein« sieht die Autorin als einerseits wirkmächtig an, da diese öffentlich Normativitäten herausfordern und Subjekten die Möglichkeit geben, sich selbstbewusst in ihren Abweichungen zu emanzipieren. Andererseits sieht Vivienne aber auch die Gefahr, darüber neue Hierarchien, Machtverhältnisse und Ausgrenzungen zu schaffen (ebd.: 130f.). Die Autorin schlägt daher ein theoretisch-begriffliches Reframing vor. Anstelle von Empowerment plädiert Vivienne für die Verwendung des Begriffs *privilege*:

»Empowerment connotes the giving of power and authority in a way that remains complicated for both cisgender people and gender-diverse folk residing in a patriarchal system with rigid and binary gender norms. It also calls upon a rights framework that is problematic in a context where many laws, policies and social practices routinely discriminate against gender-diversity. In contrast, privilege implies both special advantage and immunity but not necessarily corollary power. Reframing cisgender selfies as privileged allows us to see that they already impute degrees of power.« (ebd.: 137f.)

Ähnlich argumentieren Seier/Surma (2008) in ihrer Arbeit zu medialen Subjektivierungsprozessen in der Makeover-Show *The Swan*. Die Autorinnen kommen zu dem Schluss, dass Selbstermächtigung vor allem möglich ist durch Wissen und daraus erwachsende Handlungsfähigkeit: Subjekte, die »zugleich Produkt einer disziplinierenden Unterwerfung und einer an Bewusstsein und Selbsterkenntnis gebundenen Ermächtigung« (ebd.: 194) durch Erwerb von Wissen bzw. Fähigkeiten zu sein vermögen, können Ermächtigung im Selbstbezug und damit Handlungsfähigkeit herstellen³⁸. Darüber entsteht die Möglichkeit, Grenzen der Norm(alis)ierungen zu re-definieren »durch ihre absichtsvolle und in diesem Sinne eigenmächtige Herbeiführung« (ebd.: 195).

2.5 Zusammenfassung

Sichtbar in diesem Kapitel wird die Konstruktivität der Foucaultschen Gouvernementalitätstheorie in der Verknüpfung mit flankierenden Ansätzen, die der Zuspitzung auf den Forschungsfokus dieser Arbeit dienen: Medienaneignung, Cultural Studies, sozialwissenschaftliche Konturierungen der Identitätsentwicklung von Jugendlichen in der

and the heterosexual matrix [...] by interpellation of women repeatedly and ritualistically into the knowing and self-reflexive terms of highly-stylised femininity.« (ebd.: 68f.) (Vgl. dazu auch Kapitel 6.2b.)

38 Die Autorinnen argumentieren in Anlehnung an Menkes (2003) Vergleich zweier Foucaultscher Typen der Übung und der sich daraus bildenden zwei Subjekttypen. Sie unterscheiden das *Subjekt der Disziplinarmacht* und das *Subjekt der Ästhetik der Existenz*. Die Verbindung der Strategien des disziplinären und des ästhetisch-existenziellen Subjekts schafft den Raum sowohl für Ermächtigung als auch Unterwerfung.

Gegenwartsgesellschaft, Schönheitssoziologie und feministische Reflexionen. Auf dieser Basis lässt sich eine Perspektive auf die zeitgenössische Gesellschaft aufziehen als eine durch neoliberale Imperative der selbstoptimierenden Lebensführung geprägte, in der Subjekte in Rationalitäten und Modi normalisierte Möglichkeitsfelder (re-)produzieren, die Subjektivierung rahmen und insofern naturalisiert als fraglos Gegebenes, als freiwillig und selbstgewählt erscheinen. Das Äußere der Subjekte besitzt eine zentrale Stellung in diesem Kosmos, da es als sichtbarer Ausweis gelungener Selbstführung fungiert. Im Aussehen materialisieren sich bestimmte Werte, die in der freigesetzten, individualisierten Gesellschaft stärker denn je rückgekoppelt werden an die Subjektivierung(sleistung) des/der Einzelnen und darum mitnichten neutral, sondern stark moralisierend wirken: Es gilt, virulente neoliberale Imperative der Gegenwartsgesellschaft zu leben und zu verkörpern, bspw. Selbstkontrolle, Disziplin, Leistung, Kompetenz, Konkurrenz, Entwicklung, Flexibilität, Aktivität. Gefolgt wird nicht mehr primär äußeren Zwängen und Normen, installiert ist ein inneres Selbst-Management, das sich ausrichtet anhand von Normalisierungen. Über gemeinschaftlich geteilte Codes bietet das Äußere damit auch eine für die Gemeinschaft unabdingliche Funktion der Orientierung im sozialen Gefüge. Insofern sind die Eindeutigkeiten, die das Aussehen als Rahmen bietet, besonders bedeutsam, schaffen sie doch Sichtbarkeiten von Anerkennbarem und Deviantem, Wünschbarem und Nicht-Wünschbarem.

Dies gilt insbesondere für Jugendliche, die in ihrer Entwicklungsphase intensiv auf der Suche nach Orientierung, Leitbildern, Lebensentwürfen sind. Fordernder wird diese Suche dadurch, dass sich die Diversifikation der Räume und Lebenswelten, die für die Postmoderne prägend ist, im Alltag Jugendlicher besonders stark abbildet: Die Identitätsarbeit Heranwachsender bewegt sich in einer Vielfalt von analogen, virtuell-digitalen, realen und medial vermittelten Welten, zwischen globalen Informationen und solchen aus dem konkreten Nahfeld, zwischen persönlichem Kontakt und elektronischer Kommunikation; Jugendliche werden erwachsen zwischen Globalisierung und Nationalismus, Dekonstruktion und Reaktion, Multioptionen und Entscheidungszwängen. Eine eher skeptische Perspektive auf die Transformationen der Identitätsgenese wird diese als gefährvoll und krisenhaft analysieren (vgl. Parsons 1971, Sennett 2000). Die Mehrheit der AutorInnen, die sich mit Identität in der kontemporären Gesellschaft beschäftigen, sieht Identitätsarbeit jedoch nicht primär als problematisch (vgl. Bilden 1997, Keupp 1999, Gugutzer 2002). Auch in dieser Arbeit wird die Sichtweise vertreten, dass die kontemporäre Bastelidentität eher einen Möglichkeitsraum darstellt als eine Destabilisierung.

Diese Prämisse gilt auch für die Perspektivierung von Medien und ihrer Rolle in der jugendlichen Identitätsgenese. Es ist zu kurz gegriffen – auch das sollte deutlich geworden sein in diesem Kapitel –, von einem einfachen Reiz-Reaktion-Schema auszugehen im Umgang der Jugendlichen mit Medien. Mit der Perspektivierung dieser Arbeit stehen Medientexte mit Subjekten und Gesellschaft – die zwei anderen für den Forschungsschwerpunkt dieser Arbeit relevanten Größen – als interdependente Teile eines Macht-Systems in Wechselwirkung. Sie stellen keine autonomen Sphären dar, die per se machtvoller als die beiden anderen Teile wären oder unabhängig ihre Diskurse produzieren. Die Verbindungen sind reziprok: Subjekte schaffen Normalisierungsräume, die sich gesellschaftlich in hegemonialen Diskursen und Praxen verdichten und so

die anerkannte Realität bilden. In dieser entstehen Medien und ihre Texte, diese sind menschengemacht und entwickeln sich mit der Gesellschaft und in deren imperativen Diskursen die von den Subjekten angeeignet werden. (Nur) Insofern haben Medien das Potenzial, spezifische Praxen der Subjektivierung bei den RezipientInnen zu stimulieren. Machtvoll sind sie, als sie hegemoniale Imperative medientypisch in teils übersteigter Form abbilden mögen und durch ihre Reichweite quantitativ höhere Sichtbarkeiten erzeugen. Aber davon ausgehend, dass die Texte soziales Wissen reproduzieren und Bedeutung bei den Aneignenden vor allem da entfalten, wo sie Resonanz herstellen, greifen Sorgen, Kritik und Problematisierungen bezüglich Medientexten eigentlich zu kurz – in den Fokus genommen werden müssen ebenso die gesellschaftlichen Verhältnisse.

